

# Die Zelle West

Nr. 29

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

## Die Mutter.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Der Valbina fällt auf, daß Georgs ihr als braun im Gedächtnis gebliebenes Haar jetzt einen seltsamen, kupferrötlichen Schimmer hat. Dem Tobias sticht etwas an seinem Gesicht in die Augen, von dem er zuerst nicht weiß, was es ist. Das Gesicht ist voller geworden. Es hat herausstehende Backenknochen, einen breiten Mund, über dem ein gepflegter, dunkler, ebenso wie das Haar ins kupferfarbene stechender Schnurrbart steht, und glänzende braune Augen. Im Augenblick, da der Georg dem Vater die breite Hand reicht, weiß dieser auch, was ihn an des Sohnes Antlitz befremdet. Die Augendeckel fallen ein wenig über die Augen herab, dadurch hat Georgs Blick etwas Müdes oder mehr — etwas wie: „Mir ist die Welt langweilig. Und Tobias wundert sich sekundenlang über den Blick, der in den Bergen nie vorkommt, wundert sich, woher der Bub ihn hat. Auch die Sprache berührt die Alten fremd. Es ist, als ob der Georg nicht mehr recht Deutsch könnte; was er redet, ist ein Gemisch von Amerikanisch, Schriftdeutsch und Dialekt. Weil Tobias und Valbina aber aus Erfahrung wissen, daß die Steger, die einmal „drüben“ gewesen sind, immer so lauderwelschen, wenn sie heimkommen, so gewöhnen sie sich gleich daran, und dann — jäh im Sprung kommt die Freude ihnen zurück, daß sie den Sohn wieder haben, und wirkt alles Befremden über den Haufen. Sie schütteln ihm die Hände, der Tobias kitzelt ihn auf die Schulter, die Valbina schiebt ihn mit einem „Gott willkommen daheim!“ in Plur und Stube. Nur die Lene blickt ihn immer wieder mit großen Augen von der Seite an.

Georg ist in die Stube getreten, hat Ueberzieher und Hut an den Nagel gehängt und läßt sich auf den ersten besten Stuhl nieder.

„Seh Dich zum Tisch,“ sagt sein Vater, „wirst wohl Hunger haben.“

„Ich mag eigentlich nicht,“ erwidert er in einem faulen Ton und sich dehnend. Als aber die Mutter dampfendes Essen austrägt, macht er sich hinzu, und bald sitzen alle vier eifrig darüber. Georg ist gesprächig, erzählt von Fremde und Heimfahrt und läßt sich gefallen, daß ihm die Alten inzwischen mit dem Besten, was sie an Zweife und Traut im Hause haben, Ehre antun.

Das Essen geht vorüber, die Lene trägt die zinnernen Teller ab. Die Gläser behalten Eltern und Sohn vor sich. Ueber ihnen brennt die Lampe an der Diele. Sie aber sitzen mit

breit auf den Tisch gestülzten Armen, so daß jedes seinen schweren Schatten auf die Platte wirft. Georg hat seinen Rock ausgezogen. Die Kermel seines rotgestrichenen Hemdes treten grell aus der dunklen Weste und umspannen fest seine starken Arme. Als er einmal an diesen hinabsieht, muß ihm selbst ihr Muskelbau auffallen; denn er sagt gleich nachher: „Ja, gewachsen bin ich und Stahl ist mir in die Glieder geronnen. Jetzt nähme ich es auf mit Euch, Vater, wenn Ihr mich noch prügeln wolltet.“

Bei diesen mit einem lauten Aufschlachen gesprochenen Worten, die wohl ein Scherz sein sollen, läßt er den rechten Arm lang über den Tisch fallen und krümmt den Mittelfinger gleich einem Haken. „Sack einmal ein, Ihr,“ fordert er den Alten auf.

Der Tobias weiß nicht recht, wie er die Rede nehmen soll, ist aber zu guter Laune, als daß er nicht einen Spaß verstünde, ist auch immer noch ein wenig stolz auf frühere Kraft. So fährt sein Arm langsam dem des Sohnes entgegen und sein Finger an dem des anderen ein. Dann beginnen sie zu ziehen. Die Muskeln ihrer Arme spannen sich, schwellen an, die Schultern zucken, das Blut steigt ihnen zu Gesicht. Eine Weile tut keine der zwei Fäuste den kleinsten Muskel. Dann beginnt des Tobias Arm zu zittern, Georg zieht. Schwerefällig wie ein gewichtiger Stein weicht des Alten graue Hand um ein kleines Stück, noch um eins. Mit einer langsamen, rohen Wucht überwindet die Kraft des Jungen die des Alten. In der Stube ist es still. Die Valbina hat sich auf ihren Stuhl zurückgesetzt, schon als Georg das sonderbare Wort, daß er sich nicht mehr prügeln ließe, gesagt hat. Sie spricht nicht, sieht keinen der Männer an, blickt mit vorgeneigtem Kopf vor sich nieder, als ob sie säune, und ihr wachsbleiches Gesicht ist sonderbar starr. Die Lene aber ist hereingetreten und von der Kraftprobe der zwei Männer so in Spannung versetzt, daß sie sich nicht von der Stelle bewegt. Jetzt leucht der Tobias, dann gibt er nach. Georg reißt, da der Widerstand plötzlich aufhört, des Vaters Arm weit gegen sich. „Saha,“ lacht er auf. „Seht Ihr jetzt?“

Tobias ist bleich. „Man ist eben nicht mehr jung,“ sagt er mit engem Atem. Mit der freien, von der Anstrengung unsicher gewordenen Hand streicht er sich in leiser Verlegenheit durch den gelbweißen, langen Bart. Jetzt erst blickt die Valbina wieder auf den

Sohn. Sie betrachtet ihn still, scharf, wie mit einem leisen Verdacht, aber auch wie mit einer verfluchten Drohung: Wirst doch nicht meinen, daß man sich fürchtet!

„Mit manchem habe ich es aufgenommen, drüben in Amerika,“ sagt Georg, in behaglicher Breite sich wieder zurechtlegend. Sein Sieg scheint ihm wohlgetan zu haben. Ein lebenswürdigerer Mensch als der, den er mit hereingebracht hat, kommt an ihm zum Vorschein. Er nimmt das Glas und stößt mit dem Vater an. „Auf frohes Weisammensein,“ sagt er, wischt dem Tobias mit dem guten Wort eine unangenehme Empfindung hinweg und streckt auch der Mutter plaudernd das Glas hin, bis sie zögernd mit dem ihren dawiderklingt. Wort gibt dann Wort. Als Georg nichts mehr zu erzählen weiß, fangen die Alten an. Von Glück und Mißgeschick, von dem großen Unglück, dem Tod des Anton, von dem Wegsterben von Lenes Mutter! Daß es still im Hause gewesen sei, sagt die Valbina, und daß dem Vater manchmal die Arbeit sauer werde. Wie sie auf den Vater, ihren Mann zu reden kommt, dreht sie sich halb nach dem Tobias, der sich eben gemächlich die Pfeife neu stopft, um. Ihr Gesicht verändert sich nicht; es kommt kein Ausdruck irgendeiner Bärtlichkeit hinein. „Der Vater ist immer der gleiche geblieben,“ erzählt sie. „Er hätte allerlei werden können. Gemeindepresident haben sie ihn machen wollen, auch in den Landrat hätten sie ihn geschickt, aber er hat nicht wollen. Er will kein Aufbeben von sich machen, wie er immer gewesen ist.“ Das ist eine eigne Rede, klingt wie Heimzahlung auf Georgs Gebaren von vorn, es ist, als nähme sie gleichsam dem Sohne mit eigener Hand den Hut vom Kopfe: Zieh ihn ab vor dem achtenswerten Menschen da, deinem Vater!

Georg hat nur halb hingehört. Er nickt zu dem, was die Mutter gesagt hat; aber in dessen hält er den Kopf in die hohle Rechte gestützt und blinzelt nach der Lene hinüber, die zu Tobias getreten ist.

„Ich gehe mich legen,“ sagt das Mädchen zum Großvater.

„Gut Nacht,“ nickt Tobias.

Die Lene grüßt wieder: „Gut Nacht, beisammen.“ Mit ihrem neugierigen Blick streift sie dabei nochmals das Gesicht des Georg und wundert sich, wie der sie mit seinen glänzenden Augen anleuchtet, wird rot unter seinem Blick und geht.



„Auschlafen kann sie wenigstens,“ sagt Georg, als sie die Stube verläßt, wie in leichtem Fergger. Sein Blick ist ihr gefolgt, an ihr hasten geblieben und über jede Bewegung ihres jungen Leibes geblitten. Selbst von der Tür, durch die sie hinausgegangen ist, löst er sich nur langsam.

„Das lange Ausbleiben ist nichts für sie,“ sagt die Walbina. Dabei begegnet sie Georgs Augen. Und wieder heftet sie den Blick scharf auf ihn. Als Georg seine Redseligkeit wiederfindet und zu erzählen anfängt, daß sie in Amerika nichts vom Frühschlafengehen hielten, preßt sie die Lippen fest zusammen und gibt ihm auf seine Frage nur durch ein Kopfnicken Bescheid.

End' aller Ende geht ihr Abend stiller als sie gemeint haben, vorüber.

„Was hältst von ihm?“ sagt Tobias zu seinem Weibe, als sie in ihre Schlafkammer getreten sind.

„Soffentlich läßt er sich gut an,“ gibt sie in einer spröden und trockenen Art zurück. Aber der Tobias gibt sich zufrieden damit. Wortkarg ist die Walbina immer. Er denkt sich nichts anderes dabei, als seine Frau nachher noch einmal hinausgeht und lange nicht wiederkommt; mag ihr doch eingefallen sein, daß irgendeine Arbeit noch zu tun sei.

Aber die Walbina arbeitet nicht. Ohne recht zu wissen, was sie will, ist sie in die Wohnstube zurückgegangen und dann in den Flur und dann vor die Haustüre hinaus, wo das Mondlicht still über dem Garten, der grauen Straße, dem Dorf und den Bergen liegt. Die starken Hände auf dem Rücken, tut sie ein paar Schritte in den Garten hinaus, wendet sich und blickt an dem Fenster hinaus, hinter dem oben in seiner Kammer der Georg schläft. Schlafen muß er schon, denn die Kammer hat kein Licht mehr, nur der Mond wirft auch in diese Schreibe seinen Schein, daß es in dem alten Glase wie eine weißblaue Flamme brennt. Lang und aufrecht steht die Walbina da. Sie sieht den Sohn vor sich, als ob sie wirklich durchs Fenster oben auf ihn schaute. Alle ihre Gedanken beschäftigen sich mit ihm. So hat sie ihn sich gedacht! So ist er ehemals gewesen! So ist er jetzt! Jede Bewegung und jede Miene sind ihr gegenwärtig. Und sie wägt ab: Es ist nicht alles, wie sie gehofft hat! Dann stellt sie sich vor, wie er nun schläft, die erste Nacht wieder unterm alten Dach! Da wallt in ihr etwas wie ein steigendes Wasser auf. Die Begriffe verwirren sich in ihr und die Zeit kommt ihr abermals zurück, da der kleine Georg unter diesem Dach geschlafen! Sie rührt sich kaum, die Hände auf dem Rücken, steht sie da. Der Georg ist der einzige, der ihr geblieben ist, ist der Stein, auf dem das Haus in die Zukunft hinein stehen soll! Wieder wallt es mächtig in ihr auf. Der Gedanke, daß der Sohn nicht ist, wie sie gehofft, geht unter in dem anderen, daß er da ist, der, der einmal in diesem gleichen Hause in der Wiege lag, ein kleiner, bewußtloser Wensch, unschuldig, hoffnungsvoll! Sie freut sich, freut sich, den wieder zu haben, der oben hinterm Fenster schläft! Es mag ja alles recht kommen mit ihm!

Als die Frau nach einer Weile in die Kammer zurückgeht, ist nichts geblieben als diese Freude. Still und zufrieden legt sie sich in ihr Bett und still und zufrieden steht sie am anderen Tage wieder auf und beginnt diesen Tag mit der neuen Hoffnung in sich, die sie gestern hat noch auf den heimkehrenden Sohn gebaut hat.

Georg Andermatt ist wieder und ist noch immer da. Der Arbeit geht er aus dem Wege. Es ist ja wahr, zweimal hat Georg der Mutter schon Holz klein gemacht, jeweilen einen vollen

Nachmittag sich zu diesem Zwecke an den Sägebock vor's Haus gestellt, zwei-, dreimal ist er auch schon für den Vater hirtens gegangen, sonst aber künst er merkwürdig viel in seinem Sonntagssaal herum, hat immer noch den und jenen Bekannten oder Verwandten landauf oder landab nicht gesehen und muß ihn einmal besuchen. Tobias und Walbina haben dem bisher zugehört, in der ersten Zeit begreiflich gefunden, daß der Sohn das Wiederdaheimsein in Ruhe genießen will, dann sich zu wundern angefangen, wie er durch seine Tage immer so hinbummeln mag; jetzt fangen sie schon an, die alten Köpfe zu heben wie zornig witternd, ob das sich nicht bald ändert mit dem Bub. Die Walbina läßt ihrem Mann gegenüber das erste Wort fallen, das ihrer Unzufriedenheit Ausdruck gibt. „So kann das nicht weitergehen! Entschließen soll er sich, was er will, dableiben und in unsere Arbeit hineinstehen oder nach Amerika zurückfahren, wo er seine gelassen hat.“

Der Tobias mag nur des Anstoßes bedürft haben. Am folgenden Morgen beim Frühstück, zu dem Georg sich wieder in Feiertagskleidern niederläßt, hebt der Alte, die Arme breit über den Tisch gestreckt und Brot in seine Weismilch brockend, an: „Wo willst Du heute wieder hin, Du?“

„Zum Better in Oberalpen will ich hinauf,“ gibt Georg laut, fast herausfordernd zurück. Der Alten beginnende Unzufriedenheit ist ihm nicht entgangen, er hat sie bisher aus Blicken und Gebärden entnehmen können und kann sie jetzt aus des Vaters Worten klaren hören.

„So kann das jetzt nicht weitergehen, meine ich, mit — mit dem Nichtstun,“ fährt Tobias fort.

Georg lehnte sich in den Stuhl zurück, die eine Hand auf den Tisch geworfen, die andere in die Tasche gesteckt. Sein Gesicht glänzt, als ob ihm eine Art Verlegenheit den Schweiß aus der Haut triebe. Aber der Born steigt in ihm auf. „So?“ sagt er gedehnt und paßig. „Es ist mein Geld, soviel ich weiß, was ich verbrauche.“

Damit hat er recht. Er muß in Amerika viel verdient haben: denn er hat immer eigenes Geld, obwohl er offenbar nicht sparsam damit umgeht.

Die Walbina hat bisher schweigend dagesessen. Jetzt streicht sie mit der Rechten die Brosamen vom Tisch in die hohle Linke und schüttet sie in ihre leere Tasse aus. Dazu sagt sie in ihrer langsamen, wohlüberdachten Art: „Mag es sein wie es will, Zeit ist es, daß Du wieder ans Arbeiten denkst. Es tut keinem gut, so lange herumzufaulenzen.“

Ihre ernste, vernünftige und ruhige Rede reizt Georg mehr als die Worte des Vaters. Er steht mit einem Ruck auf, haut den Stuhl an den Tisch und wirft das kurze, grobe Wort hin: „Wah, blaset mir doch.“ Dann verläßt er mit drei großen Schritten die Stube.

Die Zurückgebliebenen, zu denen auch die Lene gehört, sprechen eine Weile nicht. Tobias beendet seine Mahlzeit, die Walbina räumt schweigend ihre und des Sohnes Tasse hinweg; das Mädchen, die Lene, sitzt still und weiß in ihrer Bankette, dann findet die Walbina zuerst wieder das Wort. „Eine schöne Art nimmst er an,“ sagt sie mit knapper, verhaltener Stimme.

„Laf, nur, laf, nur.“ murrt Tobias drohend zurück, denkt daran, wie er immer Meister gewesen ist im Haus, und ist entschlossen, auch den Georg zu meistern.

Die Lene ist so bleich, daß sogar die Lippen ohne Farbe sind. Es ist verwunderlich, wie weder Tobias noch Walbina das merken. Das Mädchen hat eine fremde, frierende Angst in sich, als hinge plötzlich eine Gefahr über dem Hause. Vor dem Georg hat die Lene Angst. Bärtlich tut er ihr immer. Vorgestern nacht

im dunklen Flur hat er sie angepackt, hat sie küssen wollen. Sie schämt sich, mag ihn doch nicht, der dann erst noch des Vaters Bruder ist. Und nun ist ihr immer, als müßte sie das gleich hier am Tisch vor Großvater und Großmutter sagen. Aber sie bringt kein Wort heraus; Scham und Angst lassen sie nicht reden.

Die Alten sind mit ihrer Unterhaltung zu Ende und nehmen ihr Tagewerk wieder auf. Da macht sich auch die Lene wieder an die Arbeit. Aber das Herz klopft ihr. Es wird Streit geben am Abend, wenn der Georg zurückkommt.

Am Abend ist Georg zum Nachessen nicht da. Erst eine geraume Weile später tritt er mit lautem, aber gutmütig zufriednem Wesen ins Haus. Er scheint sich vergnügt auch ein Glas mehr als ihm gut ist getrunken zu haben.

„Willst noch essen?“ fragt seine Mutter, als er den Hut an den Nagel hängt.

„Nein,“ gibt er mit einer Art Herzlichkeit zurück, „sie haben mir genug zugesteckt da oben in Oberalpen.“

Erst als er sich setzen will, vielleicht um zu erzählen, wie er den Tag verbracht habe, scheint ihm aufzufallen, daß irgend etwas in der Stube nicht richtig ist. Er schweigt, streicht den schönen, rotbraunen Schnurbart und lacht ein hämisches Lächeln.

Der Tobias sitzt und macht sich an seiner Pfeife zu schaffen. Er stochert darin herum, als hinge das Leben von ihrem Brennen ab und sieht nicht auf den Sohn. Die Lene liest in einem Buche, hebt manchmal die klaren Augen und blickt verstohlen nach Georg hinüber. Die Walbina näht an einem Kittel ihres Mannes. Eine Stille fällt lastend in die Stube. Die Walbina bricht sie. Auf sie fällt das volle Licht der an der Diele hängenden Lampe. Ihr elfenbeinfarbenes Gesicht mit dem weißen Scheitel und den kohlschwarzen Brauen ist ruhig und fest. Ganz ruhig sagt sie auch das Wort hin: „Du kannst in Deine Kammer gehen, Lene.“ Aus dem Ton aber kann der Georg merken, daß die Alten ihm etwas zu sagen haben.

Das Mädchen steht gehorsam auf und entfernt sich. Als die Tür hinter ihr ins Schloß fällt, steht Tobias auf, legt die Pfeife auf den Tisch und stellt sich vor Georg hin. Er ist hünd armelig, die schweren Hände läßt er an den Seiten herabhängen. Trotzdem sein Oberkörper vornüber lastet, reicht sein grauer Stopp fast bis zur Decke. „Du hast uns heute mittag wohl groben Bescheid gegeben, mein Guter,“ sagt er.

Georg lacht. Es ist das gleiche hämische Lachen wie vorher, und er stützt die Ellbogen auf die Knie, neigt den Oberkörper weit vor und sieht von unten herauf den Vater mit einem ipöttischen Blick an, in seinem Gebaren liegt eine gewollte Mißachtung. Die Walbina beobachtet ihn scharf. Er ist immer schwer zu ziehen, manchmal leichtsinnig gewesen, nie aber so auflüpfisch wie jetzt. In Amerika mag er die Manier geholt haben.

Georgs Benehmen bringt den Tobias aus dem Gleichgewicht. Er hebt die rechte, braune Hand und fuchelt mit dem Zeigefinger den Sohne vor den Augen herum. „So reden wir zwei miteinander, Wurschel! Entweder — oder — entweder geh, wo Du hergekommen bist, oder verbring hier Deinen Tag, wie ein anständiger Mensch soll.“

„Geht mir mit dem Finger da weg, Vater, murrt der Junge. Das Blut wallt ihm an Hals. Sein Ton ist drohend.

„So weit sind wir noch nicht, Du — Du — und Dein Vater, daß der sich vor Dir fürchte, muß.“ schimpft Tobias, immer erregter. Er ist totenbleich, sein langer Zweispitzenbart zittert. Noch immer fuchelt er mit der Hand.

Da schlägt Georg diese mit der Faust zu Seite, und der Bauer verliert sich. „Du, Du,“ schreit er und hebt die Hände. Er hat kein



anderes Gefühl, als daß er den Sohn züchtigen muß, wie er ihn als Dube gezüchtigt, wenn er es verdient hat. Aber Georg steht plötzlich auf und packt ihn. Der eine Griff genügt, um zu zeigen, wer Meister werden muß. Tobias freilich würde es nicht gemerkt haben, seine zähen Arme spannen sich zum Widerspruch; aber die Walbina hat es gesehen, daß der Sohn den Vater mit zwei, drei Schlägen am Boden haben kann, wenn er will. Keiner von beiden weiß, wie es kommt, daß sie zwischen ihnen steht. „Lasset einander los, Ihr,“ sagte sie mit tonloser, fast zitternder Stimme. Aber sie haben beide verstanden, und es ist, als ob sie jeden mit einem Hammer vor die Stirn geschlagen. Vorgeberat, noch streitgierig, aber schon wie erschreckend vor dem, was hat geschehen wollen, stehen sie da.

„So lang ich lebe,“ sagt die Walbina, „soll es im Dorf nicht heißen, daß gepörrigell wird unter unserm Dach, wie bei Sudelpack.“ Dann nimmt sie den Tobias bei beiden hageren Schultern und schiebt ihn beiseite. Es bedarf keiner großen Anstrengung, ihn ins Nebenzimmer zu führen. Willig geht er, den Kopf vornüber hängend. Georg kann hören, wie er nebenan Licht anzündet und sich schwer in einen Stuhl fallen läßt. Als die Walbina zurückkommt, steht der Sohn eben im Begriff, den Hut wieder zu nehmen und wegzugehen.

Die Mutter kommt durch die ganze Breite der Stube langsam auf ihn zu. Sie schaut ihn gerade an. Er weiß nicht, warum er über das Unbehagen nicht Herr wird, das ihn unter dem Blick ankommt.

„Dazu hättest nicht heimzukommen brauchen,“ sagt sie dann in schwerem Ton.

„Zum Teufel, laßt mir meinen Weg und kümmerl Euch um den Ehren,“ begehrt der Junge auf. „Ich bin kein Kind mehr und weiß, was ich tue.“

Die Walbina sieht ihn an, immer an. Sie prüft jeden Zug seines Gesichtes und liest eine ganze Geschichte daraus. Es ist ein anderes Gesicht, als sie hierzulande haben. Ein Durst nach allerlei Lebensfreuden liegt darin, etwas, was sich nicht mit der Schlichtheit und Ehrbarkeit im Hause und Tal vereint, etwas. . .

Sie rührt kein Glied, aber es schreit etwas in ihr. Sie streckt innerlich die Arme nach dem Sohn, von dem sie fühlt, daß er ihr immer mehr verloren geht: Du, ich will dich nicht hergeben, dich! Aber das ist alles nur inwardig. Außerlich steht sie ruhig da, die Hände unter die rauhe Schürze gelegt. Ihre Stimme allein zittert ein wenig, als sie zu reden fortfährt: „Du bist nicht, wie Du sein solltest! Du gefällt mir nicht, Publ!“

„Hört auf mit dem Predigen!“ begehrt Georg auf. „Es könnte einer meinen, was ich verbrochen hätte!“ Er erhebt sich und macht sich nach der Tür, aber er achtet doch mehr auf die Mutter als auf den Vater und dreht sich noch einmal um, als sie weiter spricht.

„Um uns Schande zu machen, hast Du nicht kommen brauchen und brauchst nicht zu bleiben,“ sagt die Walbina. „Geh doch! In Amerika drüben kannst eher tun, wie Du willst.“

„Schon gehen werde ich, wenn es mir paßt,“ mannt er zurück, stößt einen Stuhl, der ihn gar nicht im Wege ist, wie zum Trotz mit dem Fuß beiseite und tritt aus der Tür.

Die Augen der Walbina begleiten ihn, jede seiner Bewegungen messend, bis er verschwindet. Und während sie ihm nachsieht, wächst das in ihr stärker, was vorhin in der Stube sich in ihr geregt hat: Du dort, Pub, nicht hergeben will ich dich! Mein bist! Mächtig wächst dieses Gefühl des Rechtes auf den Sohn in ihr und gipfelt in einem anderen Empfinden: Gien wäre es doch, wenn ich nicht noch Herr würde über dich, du dort, meiner! Auch noch ein Wort mitreden will ich, wenn Du mir schlecht werden willst!

(Fortsetzung folgt.)

## Naturwissenschaft und Moral.

Von Curt Grotzewitz.

(Zweiter Teil.)

Der Mensch hat stets seine Eigenschaften auf die Natur übertragen, von den Höhlenjagen der ältesten Zeit an bis auf die „Weltseele“ und den „Weltwillen“. So ist am Ende auch der Darwinismus nur eine anthropomorphe Verirrung. Ja, ist nicht Darwin als Sohn Englands mehr als der Würger eines anderen Staates in jenen über Jahren prädisponiert gewesen, den Kampf ums Dasein als regulierendes Prinzip zu proklamieren? Jenes Land, das seine Kultur nach Australien, nach Südafrika, nach Indien und vielen Inseln Irig und überall die Beobachtung machte, daß die „inferioren Massen“ vor (den Feuerwaffen, dem Feuerwasser und der Syphilis) der „höheren Masse“ spurlos verschwanden? Das schon damals die Beobachtung machte, daß die Arbeiter — auch so eine „inferiore Masse“ — in den Fabriken der lebens- und kapitalkräftigen Großindustriellen verkümmerten und verkrüppelten? In der Tat: Malthus und Darwin konnten in England sehr leicht darauf kommen, den Kampf ums Dasein und das Überleben des Stärkeren als Prinzip der Menschheitsentwicklung hinzustellen. Das Prinzip aber erschien brutal und „naturwissenschaftlich“ genug, um es auch als Prinzip der tierischen und pflanzlichen Entwicklung annehmen zu können. Es ist sehr einleuchtend, daß Darwin menschliche Vorgänge seiner Zeit in die Natur hineininterpretiert hat. In diesem Fall würde damit darin stecken, daß später die Moralisten diese vom Menschlichen auf die Natur übertragenen Theorien als naturwissenschaftliche Ergebnisse umgekehrt wieder auf den Menschen — noch dazu in ethischer Beziehung — anwandten.

Doch wie dem auch sei: jedenfalls ist nicht bewiesen, daß der Kampf ums Dasein in der Natur herrsche. Wegen ihn spricht außer den angehäuftsten Tatsachen auch das Fehlen der als notwendig angenommenen Zwischenglieder, die von einer Art zur anderen führen. Allenfalls gibt es bei einigen Gattungen ein Meer von Mittelformen, — man denke an die Kompositengattung der Habichtskräuter oder die Schnecken-gattung Linnæus. Aber auch bei ihnen berechtigt nichts, zu schließen, daß diese Mittelformen im Aussterben seien und nur die extremen Arten sich erhalten würden. Und bei den meisten Gattungen, geschweige denn Arten, gibt es überhaupt keine Mittelformen; die Hoffnung, daß die Paläontologie die Bindeglieder finden werde, ist bisher völlig gescheitert. Im Gegenteil: diese Wissenschaft hat nur das Meer extremer Formen um ein kolossales vermehrt. Wenn wirklich ein so erbitterter Kampf ums Dasein herrschte, wie Darwin annimmt, dann müßte es Unmengen von wenig differenzierten Formen geben, von denen die etwas höher stehende immer die tiefer stehende vernichtet hätte. Wenn aber der Kampf ums Dasein in der Natur keine große Rolle spielt, so wird er auch selten Gelegenheit gehabt haben, das Untaugliche zu vernichten und das Taugliche zu erhalten. Aber eine solche Wirkung hat der Kampf ums Dasein überhaupt nicht. Und das ist der zweite Punkt. Der russische Forscher Korschinskij, der die Bedeutung des Kampfes ums Dasein anerkennt, meint doch, daß die unendlich schädlich auf alles neu und höher sich Entwickelnde wirke. Überall, wo man plötzlich neu entstandene Formen antreffe, gingen diese unbarmherzig zugrunde, weil sie eben als untauglich vom Kampf ums Dasein ausgesemert würden. Bei der Beantwortung der Frage, wie das Selektionsprinzip wirke, laufen gewöhnlich zwei Irrtümer unter. Der erste ist der, daß man meint, durch den Kampf ums Dasein würde eine Art in eine höher entwickelte verwandelt.

Doch dieses Prinzip kann überhaupt keine Entwicklung hervorrufen. Die höhere Entwicklung muß bereits da sein, wenn der Kampf ums Dasein und die durch ihn wirkende Zuchtwahl in Aktion tritt. Der Kampf ums Dasein kann nur das schon vorhandene und schon Gewordene entweder vernichten oder erhalten. Er ist unter keinen Umständen ein schaffendes, sondern nur ein auswählendes Prinzip. Der zweite Irrtum liegt darin, daß man das Taugliche und Untaugliche mit dem Starke und Schwachen, dem Hohen und Niedrigen identifiziert. Aber in diesem Sinne ist die Wirkung des Kampfes ums Dasein erst recht zweifelhaft. Denn der Kampf ums Dasein wird gewiß kein Bedenken tragen, ein hoch differenziertes Krebsstier aussterben zu lassen und dafür einen kleinen, augenlosen, gliederlosen, wurmartigen Schwarzer leben zu lassen, der gewiß nicht höher steht und stärker ist als die Art, aus der er entstanden ist. Aber man darf nicht einmal sagen, daß er tauglicher — d. h. lebensfähiger — durch sein Schwarzer-tum geworden ist. Warum soll nicht die Mutterart, aus der er hervorgegangen ist, weiter existieren? Auf der Erde ist Raum genug, es gibt hier der Existenzmöglichkeiten so viele, daß sowohl der Schwarzer in seiner neuen Lebensweise wie die Stammart in ihrer alten weiter existieren können. Wälsch, daß es dem Schwarzer besser geht, daß er etwas tauglicher ist als die Stammart; aber warum sollte diese gerade aussterben, wenn sie weniger tauglich ist?

Es ist also wiederum nicht erwiesen, daß der Kampf ums Dasein das Taugliche erhalte und das Untaugliche vernichte. Klingt es nicht aber etwas unglaublich, daß sich direkt Unpassendes auf der Erde erhalten sollte? Es mag doch gewiß genug Fälle geben, wo neue, härtere Lebensbedingungen die Existenz irgend einer Art gefährden und nur diejenigen Individuen sich erhalten, die für die neuen Verhältnisse am tauglichsten sind. Wie kommt es denn, daß einige Individuen tauglich sind? Steht es nicht fest, daß die sämtlichen Vertreter einer Art so gleich sind, daß sie sich kaum sichtbar unterscheiden? Da ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß irgend eine lächerlich kleine Differenz von Vorteil sein sollte. Ginge die Existenz einer Art an dem Vorhandensein so geringfügiger Unterschiede, dann müßten seit Bestand der organischen Welt ungezählte Millionen von Arten ausgestorben sein. Aber ist es nicht viel einfacher, anzunehmen, daß die Untauglichen tauglich werden? In dem Maße, wie die Verhältnisse sich ändern, rufen sie auch entsprechende Änderungen in den Formen der betreffenden Art hervor. Und zwar auf ganz mechanische Weise. Da gibt es keine Untauglichen und Tauglichen, sondern das Milieu wirkt auf alle Artgenossen gleichmäßig, alle verändern sich, die alte Art wird eine neue Art und der Daseinskampf findet keine Arbeit mehr.

Gerade in den Fällen, wo der Daseinskampf am offensichtlichsten das Taugliche zu erhalten scheint, trägt der Schein am meisten. Jeder befindet sich auf das Beispiel von den Waldbäumen, die, aus enggestreuter Saat aufgeschossen, miteinander im härtesten Konkurrenzkampf um Licht und Luft stehen. Da sollen die Schwachen unterliegen und die Starken erhalten bleiben. Die Sache verhält sich aber durchaus anders. Am Anfange sind die ausgestreuten Samenkörner einander sehr gleich. Aber sie wachsen gar nicht unter gleichen Chancen empor. Das eine Samenkorn dringt tief in die Erde, das andere bleibt an der Oberfläche liegen; das eine findet störendes Unkraut vor, das andere nicht; und auch dann, wenn die Pflanzen gekümmert sind, stehen sie meist unter ungleichen Bedingungen. Hier werden sie von einem Unkraut beschattet, stehen sie weit auseinander, dort dicht in einem Haufen; hier kann sie der Regen, der Wind besser treffen, dort weniger. Kurz: diejenigen Samenkörner, die von kräftigen



Bäumen stammen und, in günstige Lage gebracht, ihre Kraft in bewundernswürdiger Vollkommenheit entfalten würden, wachsen hier in den zufällig ungünstigen Verhältnissen zu schwächlichen Pflanzen auf, die von anderen, latent schwächeren, aber durch die Kunst der Verhältnisse gestärkten Bäumen unterdrückt werden. Es wird durch solche Fälle doch ganz deutlich, daß der Kampf ums Dasein das Unzulänglichere erhalten und das Tauglichere vernichten kann. Jedenfalls wird er nie den Starken stärken, wenn es wohl auch eher möglich ist, daß er die Schwachen schwächt. Aber selbst in der Form der um Licht und Luft kämpfenden Waldbäume ist der Kampf ums Dasein in der Natur gar nicht so häufig, wie man gewöhnlich annimmt. Er tritt meist da ein, wo der Mensch den Boden für ihn bereitet. Der Mensch ist es, der durch dichte Aussaaten den Konkurrenzkampf der Sämlinge hervorruft, er ist es, in dessen Nutzenweilte gegrabenen oder gepflügten Feldern ein kolossaler Plankampf der Unkrautpflanzen stattfindet; er ist es, der durch ausgedehnten Anebau einer oder weniger Kulturpflanzen die billionenfache Vermehrung und den billionenfachen Hungertod der Heuschrecke, der Ratte, der Blattläuse und vieler anderen Tiere hervorruft. In der Natur gehen die meisten Wesen im Samenkorn, im Ei, zugrunde; in einem Stadium also, wo von Kampf ums Dasein noch nicht die Rede sein kann. Es wächst im allgemeinen nur so viel auf, wie Platz, wie Nahrung vorhanden ist. Eben darum ist der Kampf ums Dasein kein herrschendes Prinzip. Und eben darum ist er es auch nicht, der Taugliches erzeugt oder Untaugliches vernichtet. Das Taugliche ist da ohne ihn, das Untaugliche wird zum Tauglichen selbstverständlich auch ohne ihn.

Wenn nun ethische Bestrebungen den Inhalt der Moral nach den darwinistischen Lehren ummodellieren wollen, so haben sie auf einen sehr schwankenden Boden gebaut. In der Natur herrscht nicht der Kampf ums Dasein, und wo er gelegentlich einmal vorkommt, da verursacht er keine Höherentwicklung. Ob innerhalb der Menschheit aber der Kampf ums Dasein eine günstigere Rolle spielt, das mögen die Kenner der Menschengeschichte beantworten. Die naturwissenschaftliche Grundlage fehlt ihnen jedenfalls gänzlich, obwohl sie mit geräuschvollem Nachdruck auf die naturwissenschaftlichen Ergebnisse gepöcht haben. Wie hat uns Nietzsche's Moral, die auf den Kampf ums Dasein und den Sieg des Stärkeren gegründet ist, anfangs geblendet! Nietzsche bildete die darwinistische Ethik durch ein neues, ihm eigentümliches Ergebnis aus. Er nahm an, daß der Egoismus der primäre Trieb des Menschen sei, daß der Altruismus dagegen erst angelehrt, erst sekundärer Trieb und Herdeninstinkt sei. Aber es gehört nicht viel Naturwissenschaft dazu, um zu beweisen, daß der Altruismus bereits in der Tierwelt außerordentlich verbreitet ist; nicht nur in Form der Fürsorge für die Jungen oder für den Gatten, sondern auch in viel strengerer Gestalt, als der Mensch ihn pflegte oder wahrscheinlich je pflegen wird. Man denke an die starre Vereinigung der Termiten, Ameisen und Bienen und an die Koloniebildung der Salven, Korallen- und Artiere. Und wenn man die Herden der Affen beobachtet und den urhistorischen und prähistorischen Menschen kennt, so wird man wohl einsehen, daß er von Anfang an Geselligkeit liebt, von Anfang an für die Familie, den Stamm sich zu opfern bereit war. Der altruistische Trieb ist dem Menschen genau in demselben Maße angeboren wie der egoistische, beide stehen zum mindesten auf derselben Stufe. Welcher von beiden die Menschheit mehr gefördert hat und mehr fördern wird? Das scheint mir nicht zweifelhaft. Nietzsche war bekanntlich der Meinung, der Egoismus habe die Menschen am meisten gefördert. Man tut ihm aber unrecht,

wenn man sein berühmtes „Jenseits von Gut und Böse“, wie es fast immer noch geschieht, als Proklamation der ethischen Anarchie auffassen wollte. Nietzsche war ein starrer, zelotischer Moralist wie nur irgend einer. Er verwarf aber nicht die Moral, deren Grenzwerte „Gut und Böse“ sind, er wollte dafür eine Moral mit der Skala „Gut und Schlecht“. Aber sein „Gut“ ist keineswegs so leicht ausführbar. Gewiß: es ist gleichbedeutend mit stark und stolz und vornehm. Aber sei einmal stark und stolz und vornehm nach Barathustras Vorbild! Es ist vielleicht kaum leichter als das christliche „Gut“. Für viele würde es bedeuten: Wurf deinem Chef das Buch vor die Füße, kündige ihm, dem Krämmer, pfeife auf Geld und Großstadtlitter und sei ein stolzer, grader Mensch. Aber es grenzt an Hohn, daß die Herrenmoral heute am meisten dem Krämmer zugute kommt, den Nietzsche so gründlich haßte. Denn des Krämmers Moral mit den Grenzwerten Reich und Arm deckt sich heute wirklich am meisten mit dem Nietzsche'schen Gegenpaar „Gut und Schlecht“. Reichtum gibt Macht, Glanz, Stolz, Kühnheit, ja Vornehmheit. Er ist der Gute in Nietzsche's Sinn.

Nietzsche's Moral ruht so ganz und gar auf den berücksichtigten naturwissenschaftlichen „Ergebnissen“, daß sie fällt, wenn diese fallen. Nietzsche's Stellung in der Gegenwart erinnert auffallend stark an die Rousseaus im vorigen Jahrhundert, wie ja zwischen Lebensschicksal und Denkweise beider Männer merkwürdige Anklänge bestehen. Rousseau folgte in seinen Anschauungen den englischen Schriftstellern, die eben die Natur als ein schönes, friedliches, von Menschenqual freies Idyll entdeckt hatten. Auf diese „naturwissenschaftlichen Ergebnisse“ baute Rousseau sein Ideal von dem alten, friedfertigen, unverfälschten Wilden mit dem angeborenen guten Herzen. Und in gleicher Weise baute Nietzsche sein Ideal auf die naturwissenschaftlichen Ergebnisse des Tages. So kam der Raubtiermensch mit dem angeborenen egoistischen Trieb zustande. Rousseaus Ideal ist längst verflattert. Man hat die Wilden, die von Europas überflüchteter Kultur nichts wissen, jetzt genügend kennen gelernt. Kein Mensch wird sie mehr als friedliche Lämmer betrachten. Dann kam Nietzsche und betrachtete sie als stolze Raubtiere. Eines ist so falsch wie das andere.

Nach alledem scheint es vorläufig am rationalsten, Menschenideale und Menschenmoral überhaupt nicht auf naturwissenschaftliche Ergebnisse zu bauen, nicht einmal auf die wirklichen. Es hat keinen Zweck, Vorgänge in der Natur als Muster für menschliches Handeln aufzustellen, weil sie moralisch überhaupt nicht oder jedenfalls nur in verwirrendem Maße vieldeutig zu interpretieren sind. Wir „sollen“ erstreben, was den Menschen nützlich ist, und das soll als moralisch niedrig gelten, was ihr schadet. Sollen, weil wir müssen. Was ihr aber nützt und was ihr schadet, das erkennen wir am besten, wenn wir in der Gegenwart und bei den Menschen selbst bleiben. Die Vorgänge in der Natur sind so verschieden, daß sie zu jeder Handlung Beispiele für oder wider bieten, ähnlich wie in der Bibel oder im deutschen Sprichwörterchat. Die Natur wird uns immer neue Gesichtspunkte für unsere Weltanschauung geben, sie wird, weil wir selbst zu ihr gehören, unser ästhetisches Gefühl anregen, und aus ihren unerlöschlichen Schätzen strömen unserem Geiste beständig neue Anregungen zu; aber die Moral muß die Menschheit vor allem in ihrer eigenen Gegenwartslage und in ihrem Zukunftswollen finden. Möglich, daß die Natur mitunter auch Anregungen zur Bildung und Umbildung ethischer Ideale geben kann; aber dann darf es nicht der unsichere Boden von Hypothesen sein, worauf das Gebäude errichtet werden soll. Und zu diesen Hypothesen gehört vor allem die Lehre Darwins, wie der Fortgang der Förschung immer deutlicher zeigt. —

## Aus Schacht und Hütte.

Bilder aus dem Bergmannsleben im Ruhrrevier.

Von Max Hirsch.

(Schluß)

Die Lampe ist am Schalter wieder abgeben. Man gehts hinauf zur Waschkau. Im Umkleideraum hatte ich in Ermangelung eines anderen Platzes vorläufig meine Sachen an die Wand gehängt. Einen Haken und Strick, um die Kleider an die Decke aufziehen zu können, mußte ich erst noch bekommen.

Die Hände mit der abgeschälten Haut schmerzten und brannten jetzt, nachdem der Körper Ruhe hatte, ganz empfindlich. Aber erst der Kopf! Zunächst machte sich die Erschlaffung derart bemerklich, daß ich am Tische einschlafen wollte. Im Bett konnte ich dann aber durch aus nicht schlafen. In meinem Kopfe hämmerte, pochte und fuerte es.

Die Folge meiner Arbeitswut, die wunden Hände, setzten allerdings der Fortsetzung meiner Grubentätigkeit ein Ziel. Ich mußte krank feiern.

Die durch die Sonderverlegung erzwungene Ruhe gibt mir Gelegenheit, mich in den Kolonien und unter ihren Bewohnern ein wenig umzusehen.

Die Arbeiterhäuser sind sämtlich in Rohbau ausgeführt und einstöckig. Jede Wohnung besteht aus 3-4 Zimmern, die Küche eingerechnet. Davon befinden sich im Parterre zwei Räume und einer oder zwei am Giebel unterm Dache. Außerdem ist ein Raum für Brennmaterialien und Gerätschaften in einem Schuppen vorhanden, welcher unmittelbar an das Haus stößt oder auch getrennt vom Wohnhause gebaut ist. Die Häuser stehen alle einzeln und sind für je zwei Familien eingerichtet, wovon jede ihren eigenen Hauseingang hat. Sie bieten genügend Raum für eine mittelstarke Bergmannsfamilie. In jeder Wohnung gehört ein Gärtchen. Bienen wird wenig gehalten; höchstens daß einige besonders gut situierte Leute sich ein paar Schweinchen und vielleicht eine Ziege leisten. Der Boden ist wenig fruchtbar, das gewonnene Gemüse und die Kartoffeln schauen recht dürftig aus. Anpflanzungen von Obstbäumen und Sträuchern sieht man gar nicht. Die Fluktuation unter den Bewohnern ist eben zu groß; man fühlt, die Leute werden nicht heimisch. Sie sorgen nicht in ihrer Behausung und Umgebung auf Jahre hinaus. Wozu denn auch? Mit dem Verlust oder der Aufgabe der Arbeit ist zugleich die Räumung der Wohnung verbunden.

Noch ein anderes Moment kommt hinzu, das die Leute nicht warm und nicht froh werden läßt. Es ist die unendliche Dede und Mächtigkeit der ganzen Anlage, sowie die Einförmigkeit des Lebens außerhalb der Grube überhaupt. Das einzelne Haus für sich betrachtet, macht einen ganz guten Eindruck. Die Räumlichkeiten mögen genügen. Aber man stelle eine unendlich lange Reihe solcher Häuser nebeneinander. Man bebaue die gegenüberliegende Seite ebenso. Man führe lange Straßenfluchten, ganze Landkomplexe, wahre Stadtviertel, ja Städte für sich in dieser Weise auf und die Melancholie der Einförmigkeit und Langeweile ist da. Die ganze Kolonie macht den Eindruck einer ungeheuren Kaserne!

Auch in der Einwohnerschaft keine Abwechslung. Alles gleiche Brüder, gleiche Rappen. Das belebende, aufreißende Element des Unterschiedes der sozialen Lage des Nachbarn fehlt. Kein Vorbild, kein Streben, es diesem oder jenem gleich zu tun. Keine andere Erwerbsmöglichkeit als die Bede. Alles dies zusammen genommen, läßt begreifen, warum in dieser Arbeiterschaft so wenig selbständiges Denken und Fühlen vorhanden ist, warum der Meri-





Ein Schreckenstag in Warschau.



talismus, die religiöse Verheerung in diesen Streifen eine so verderbliche Wirkung entfalten können, war er aber auch der Dämon Alkohol noch so unzählige Opfer unter der armen, zusammengepöbelten Bergarbeitermasse findet!

Am nächsten Tage ist Löhnung. Und zwar wird rein gelöhnt, nicht Abschlag gezahlt; das ist wieder etwas anderes. Die Berechnung des Lohnes ist eine monatliche. Halbmonatlich gibt's Abschlag. Jeder Arbeiter erhält ein Lohnbuch von der Zeche, in dem Arbeitsordnung, die Bestimmungen über die Wahl und Tätigkeit des Arbeiterausschusses (nach dem Inkrafttreten der Berggesetznovelle ins Lohnbuch mit aufgenommen), dann vielleicht noch die Statuten der Zechenunterstützungskasse sowie der Sterbekasse enthalten sind. In das Buch werden Lohn und Abschlagszahlung eingetragen; zu diesem Zwecke muß es abgegeben werden, sonst behält es der Arbeiter in seiner Verwahrung. Der Lohn selbst wird für den vergangenen Monat erst in der zweiten Hälfte des nächstfolgenden Monats ausbezahlt. Etwa um den 17. oder 18. herum. Abschlag gibt's dann in den ersten Tagen des neuen Monats erst für den vergangenen Monat. Der Arbeiter muß also über einen halben Monat arbeiten, ehe er überhaupt „ins Berechnen“ kommt. In den ersten Tagen des darauffolgenden Monats bekommt er dann das erste Geld: Abschlag. Hat ein Arbeiter also seine Tätigkeit am Monatsersten auf der Zeche begonnen, so bekommt er gewöhnlich erst nach reichlich fünf Wochen das erste Geld in die Finger.

Eine Seite des Lohnbuches sieht nun etwa so aus:

Obenan steht Monat . . . , Jahr . . . , dann kommt: Lohn für . . . Schichten, . . . Arbeitstage . . . . . Mk. . . Pf.

Davon gehen ab:

- 1. Del . . . . . " . . . "
  - 2. Lampen, Reparaturen . . . . . " . . . "
  - 3. Gezähe, Stiele u. Schichtmarken " . . . "
- bleibt Reinerdienst Mk. . . Pf.

Sonstige Abzüge:

- 4. Pensionskasse . . . . . Mk. . . Pf.
- 5. Krankenkasse . . . . . " . . . "
- 6. Inbal- u. Altersversicherung " . . . "
- 7. Familienfrankenkasse . . . . . " . . . "
- 8. Sterbekasse . . . . . " . . . "
- 9. Strafen . . . . . " . . . "
- 10. Entschädigung für 6 Schichten " . . . "
- 11. Miete und Wohnungsausbesserung . . . . . " . . . "
- 12. Brandkohlen . . . . . " . . . "
- 13. Lohn- u. Kontobücher . . . . . " . . . "
- 14. Rückständige Gefälle . . . . . " . . . "
- 15. Menage . . . . . " . . . "
- 16. Vorschuß . . . . . " . . . "
- 17. Steuern . . . . . " . . . "
- 18. Abschlag . . . . . " . . . "
- 19. Ueberziehende Pfennige . . . . . " . . . "

Summa der Abzüge Mk. . . Pf.

Es bleiben auszulohnen Mk. . . Pf.

Wie man hieraus ersehen kann, hat die Zeche den Arbeiter vollständig unter Vormundschaft. Miete, Steuern, Menage (für den Fall, daß der Mann auf der Zeche ist), die verschiedensten Abzüge für allerhand Kassen — alles wird ihm vom Lohne abgezogen. Aber auch Del, Lampenreparaturen, Gezähe (Handwerkzeug), Stiele und Schichtmarken werden oft abgezogen. Gerade diese Abzüge haben oft eine Quelle streitigen und steter Unzufriedenheit gebildet.

Wenn es nun heißt, daß im Bergbau hohe Löhne gezahlt werden, so ist dem zum ersten entgegenzuhalten, daß die Entlohnung der Ar-

beit angemessen noch sehr viel zu wünschen übrig läßt, daß der Lohn sich durch den Betrag der verschiedenartigsten Abzüge noch verringert, und zwar ganz beträchtlich verringert, daß endlich die Produkte zur Wirtschaftsführung, die gesamte Lebenshaltung überhaupt in den dichtbevölkerten Industrie- und Kohlenbecken eine derart kostspielige ist, daß auch der beste Verdienst dabei zum Teufel geht.

Wie es um die soziale Lage der Arbeiterschaft in den Werkskolonien bestellt ist, davon legt das Leben und Treiben an einem solchen Lohntage Zeugnis ab.

Bezeichnenderweise hängen in Gastwirtschaften und anderen öffentlichen Orten überall im Ruhrkohlengebiete Tabellen aus, auf denen zur Orientierung die jeweiligen Lohn- und Abschlagstage der Werke verzeichnet sind. Und zwar dienen jene Tafeln zur Orientierung für reisende Geschäftsleute, Händler, Musikanten, Gaukler und allerhand Gesindel, welches bei dieser Gelegenheit glaubt, auf seine Rechnung kommen zu können — und tatsächlich auch auf seine Rechnung kommt. Der ganze Detailhandel, alles geschäftliche Leben ist auf diese Lohntage zugeschnitten. Jeder Krämer öffnet an den Lohntagen sein Geschäft früher und sucht durch lockende Auslagen Käufer anzuziehen. Die Schanklokale beginnen auch früher mit dem Betrieb und nehmen Kuchhülspersonal an; kurz, die Lohntage sind eine Quelle reichsten Segens — für die Geschäftsleute und was mit ihnen zusammenhängt!

Die Auszahlung des Lohnes findet nach Beendigung jeder Schicht für die in derselben beschäftigten Leute vor den Schalterfenstern der direkten Vorgesetzten statt. Da der Mann nie weiß, was er an Lohn herauszubekommen hat — er ist im Gedinge viel zu viel von den Berechnungen des Beamten abhängig —, kommt es vor den Schalterfenstern oftmals zu erregten Szenen. Besonders dann, wenn der Mann seiner Ansicht nach zu wenig herausbekommt, wenn ihm ungerechte Abzüge vom Lohn gemacht worden sind und dergleichen. Daß es nicht zu viel des Verdienstes in Bar wird, dafür sorgt ja schon die Liste der Abzüge. Hat der Bergmann glücklich seinen Lohn in Händen — so kommt er selten zum Tore hinaus, ohne daß man bereits Attentate auf seine Tasche unternimmt.

Dort stehen verschiedene Invaliden. Einbeinige, Einarmige, Krüppel, bedauernswerte Menschen, die dank unserer herrlichen Gesellschaftsordnung bis ins hohe Alter hinein — fechten gehen müssen.

Hat nun der Ausgelohnte der verkrüppelten Armut seinen Tribut gezollt, so locken ihn dicht vor dem Bechentre eine ganze Korona von Karren und Büdchen mit allerlei Bedarfsartikeln, und später die Wirtschaftshäuser.

Nur wenige gehen direkt nach Hause. Auf den Straßen der Kolonie torkeln Betrunkene, juchen abgehärmte, sorgende Weiber und Mütter den Gatten und Vater, spielen sich unter der Einwirkung des Alkohols die traurigsten Szenen ab. —

So gefährlich der Bergmannsberuf auch ist, man kommt seinen Vertretern in der bürgerlichen Gesellschaft nur mit wenig Achtung entgegen. Man braucht nur ein beliebiges bürgerliches Blatt vom Tage in die Hand zu nehmen, um mindestens eine oder mehrere Notizen etwa folgenden Inhalts zu finden:

„M. N., 24. Juni. Auf der Zeche „Bommerbäcker Tiefbau“ ereignete sich eine Schlagwetterexplosion. Ein Steiger und zwei Bergleute wurden schwer verletzt.“

„In der Grube „Camphausen“ wurde heute mittag ein Bergmann aus Fischbach durch Steinfall getötet.“

Das ist alles. Und auch das wird nur gebracht, weil doch nun einmal das Papier be-

druckt werden muß. Kein Mensch regt sich darüber auf, denkt sich etwas dabei. Es werden die Notizen aus Langeweile mit gelesen, sie sind im Augenblick vergessen, ihr Inhalt aus dem Gedächtnis verschwunden. Sind derartige Unfälle doch so etwas Alltäglichen, daß es kaum noch lohnt, sie zu registrieren; geschweige noch kritische Bemerkungen darüber zu machen.

Auf der Zeche selbst machen derartige Unfälle auch nicht weiteres Aufsehen. Man hat sich daran gewöhnt. Wenn nicht die in der Nähe oder unmittelbar mit den Unglücklichen selbst Arbeitenden das Schreckliche erfahren oder mit erleben, die in demselben Schacht auf einem anderen Revier tätigen Bergleute erfahren von Einzelunfällen, seien sie auch tödlich verlaufen, nichts. Der Erschlagene wird zu Tage gefördert, in die auf der Zeche befindliche Leichenhalle gebettet, dort eingesargt und, wenn nicht die Witwe Einwendungen macht, von dort aus auch beerdigt.

Die Familie des Verunglückten muß selbstverständlich benachrichtigt werden. In den Fällen nun, in denen die Witwe darauf besteht, ihren Mann, so lange sein Leichnam der Erde noch nicht übergeben ist, bei sich in der Behausung zu haben, muß sie meist auch die Kosten für die Beerdigung selbst tragen, wohingegen dann, wenn die Beerdigung eines Unfallverletzten von der Zeche aus stattfindet, diese auch meist die Kosten trägt. Die Aufwendungen bestehen in der Regel aus der Lieferung des Sarges, der Bestellung des Leichentwagens und — nicht überall — der Spende eines Belegschaftskranzes.

Oft befinden sich auf der Zeche Musiker, vielleicht acht Mann, die gegen Erstattung des Schichtlohnes die Ausführung der Trauermusik übernehmen. Ein Anschlag am „schwarzen Brett“ fordert zu reger Teilnahme am Begräbnis des Verstorbenen seitens derjenigen Kameraden auf, die gerade frei haben. Auch diese Vorbereitungen und Beforgungen vollziehen sich vollständig im Rahmen der Schablone.

Die Begräbnisse selbst finden regelmäßig für Katholiken in den Morgenstunden, für Lutheraner nachmittags statt. War der Tote nicht besonders bekannt und beliebt, so begleiten ihn die nächsten Kameraden nur in geringer Anzahl. Die Grubenverwaltung ist durch zwei, drei Beamte vertreten, die einfach ihre Pflicht tun.

Anders sieht es aus, wenn der Verunglückte seiner Berufsorganisation angehört hat, womöglich hervorragend agitatorisch in derselben tätig gewesen ist. Dann regt sich unter den Kameraden sofort der Oppositionsgeist, das Begräbnis nimmt einen mehr oder weniger demonstrativen Charakter an, wird zum Ereignis. Dies dokumentiert sich zunächst äußerlich an der starken Teilnahme der Belegschaftsmitglieder. Einige opfern sogar ihre Schicht, um dem toten Genossenschaftsgenossen die letzte Ehre erweisen zu können.

Es ist bezeichnend für die Zustände im Ruhrkohlengebiet, den klaffenden Zwiespalt der Anschauungen ihrer Bewohner und den auf der Arbeiterschaft lastenden Druck, daß der Oppositionsgeist und die allgemeine Unzufriedenheit sich nirgends anders so häufig bemerkbar machen wie bei einem derartigen Begräbnis. Mag man sonst jedes freie Wort unterbinden, die Demonstration durch den Leichenzug hat man bisher nicht zu verwehren vermocht. Nicht selten kommt es denn auch aus Anlaß solcher Begräbnisse zu Anklagen und Prozessen.

Diese Tatsachen bezeichnen eine Etappe auf dem Wege zur Entwicklung des Sozialismus im Ruhrgebiet. Möchte die Aufklärung unter der Industriebewölkerung des Rheinlandes bald weitere Fortschritte machen!



# Der Hauptkassierer.

Erzählung von Hans Hyan.

(Schluß.)

Ziel Bedeutung legte der Kommissar dieser Nachforschung nicht bei, es war nur so ein Versuch, eine augenblickliche Eingebung. Er hatte sie auch schon fast vergessen, als er jetzt in seinem Amtszimmer saß und der Stützer gemeldet wurde.

„Ach ja . . . na ja, meinetwegen, lassen Sie'n rein!“

Der Stützer, dem nach der bekannten Methode gar nicht gesagt war, was man eigentlich von ihm wollte, war voller Angst. Er atmete erleichtert auf, als er des Kommissars Frage hörte.

„Wo ich den hingefahren habe, den ollen Herrn? . . . Warten Sie mal . . . erst nach der Pfalzgrafenstraße, aber die Nummer, die weiß ich nicht . . . der kann unsacener doch nicht alles behalten!“

Der Kommissar, der der Sache jetzt schon so gut wie gar keine Bedeutung mehr beilegte, nickte:

„Na ja . . . und dann? Wo sind Sie dann hingefahren?“

„Dann . . . dann bin ich nach der Genthinerstraße gefahren . . . und da hab ich zur Hälfte die Nummer gesehen: siebzehn war et, ja-wohl, siebzehn!“

Der Kommissar gab dem Mann eine Zigarre und ließ ihn gehen. Dann nahm er ein Adressbuch und schlug nach: in dem Hause wohnte niemand, der verdächtig schien. Aber vielleicht ein Mieter? Seufzend nahm der Beamte seinen Kassetol. Er hatte erst einen Unterbeamten hinschicken wollen, aber sein Pflichtgefühl war zu groß — in dieser Sache wollte er selbst tätig sein.

Nach einer halben Stunde stand er vor dem Hause Genthinerstraße 17. Der Frühlingstag versank in der hellen Dämmerung, in der das Aufglimmen der Laternen so etwas Traumbhaftes, Unwirkliches hat. . . Den Polizeibeamten überkam ein weiches Gefühl, ihm war nicht so, als ob er heute noch einem schweren Verbrecher auf die Spur kommen würde. Und schon wollte er umkehren und nach Hause fahren, zu seiner Familie.

Da trat ein Mensch aus dem Hause Nr. 17, der sofort sein Interesse erregte. Der Kommissar stand vor dem Schaufenster eines Grünzeugladens und, indem der andere an ihm vorbeiging, konnte Schönrock sein Gesicht voll sehen. Man erblickte unter dem Zylinder das fettig-schwarze Haar und ein glattrasiertes Gesicht mit blauglasiertem Kneifer. Aber aus jedem Zug, aus jeder Muzel dieser verbrauchten und verlasteten Menschenmaske sprach der Sarkasmus. Wie er an dem Beamten vorbeiging, strich zu diesem der widerlich süße Duft, den leidenschaftliche Zigarettenraucher oft um sich verbreiten. Und diesen selben Geruch erinnerte sich der Kommissar schon verspürt zu haben. Aber, während er dem anderen vorläufig nachging und ihn nicht aus den Augen ließ, strengte er sein Gedächtnis vergeblich an, um die Identität dieses Menschen oder wenigstens seines Parfüms herauszufinden.

Der Mann, dessen großer, kräftiger Körper in einen langen, hellen Sommermantel gekleidet war, den er offen trug, ging der Potsdamerstraße zu und stellte des Kommissars Geduld auf eine harte Probe dadurch, daß er sich erst noch rasieren ließ, dann Zigarren kaufte, und einmal sogar einem hübschen Mädchen, um lehrend, eine Weile nachfolgte. Schließlich sprang er auf den Hinterron einer Elektrischen, und der Beamte bestieg eine Droschke, die er in gemessener Entfernung hinterherfahren

ließ. Jetzt war Schönrock schon nicht mehr so hoffnungslos, die Sache schien doch interessant zu werden. Sein kriminalistischer Instinkt witterte das Verbrechen. Und als der Mensch an der Pfalzgrafenstraße Ecke von der Elektrischen sprang, da empfand der Kommissar Schönrock jenes Herzklopfen, das den Jäger angesichts seines Wildes so oft überfällt. Aber er war der Mann, seiner Bewegung Herr zu werden! Nachdem sein stützer an der Ecke vorbeigefahren war, sprang er noch im Fahren aus der Droschke, zeigte seine Marke und sagte:

„Fragen Sie auf dem Präsidium nach Kommissar Schönrock und nehmen Sie Ihren Fuhrlohn nebst Trinkgeld dort in Empfang, ich habe jetzt keine Zeit!“

Dann war er an der Ecke, vorsichtig Umjahn haltend. Er sah den „Beschalteten“ gerade in ein Haus hineingehen. Mit jedem Nerv sein Ziel verfolgend, wartete der Beamte nun, bis jener die Treppe genügend weit hinauf sein konnte und ging dann selber ins Haus hinein.

Im zweiten Stock stand über der Klingel auf einer feingestochenen Karte:

„Mita Diegos, Tänzerin.“

Aha! Hier war der alte Herr hergefahren, um die Halskette mit den Rubinen abzuladen, ehe er sich weiter zu dem Menschen begeben hatte, der jetzt sicherlich eben in dieser Tür verschwunden war.

Der Kommissar zog die Klingel. Ein Dienstmädchen öffnete.

„Das gnädige Fräulein zu sprechen?“ sagte er laut; leise zischte er ihr zu: „Ich bin Kriminalbeamter! Hier ist meine Karte! Sie begeben sich sofort nach dem Polizeirevier und bestellen, Kommissar Schönrock ließe sagen, es sollten gleich drei oder vier Beamte hierher kommen!“

Und dann schlich er an dem lebenden Mädchen vorbei, hinein in das nächste Zimmer, das leer war und dunkel. Der anstößende Mann war erleuchtet, darin unterhielt man sich gedämpft, und eine Frauenstimme fragte jetzt in lauterem Tone:

„Wer war denn da, Minna?“

In diesem Augenblick betrat der Kommissar, die rechte Hand in der Tasche, welche seine Browningpistole umklammerte, den Raum. Sein Blick erfaßte sofort die Situation: drei Menschen, die ebenfalls ohne weiteres erkannten, um was es sich handelte, und die sich wütend zur Wehr setzten.

Der Spanier war der erste, der seine Kavaja, das schublange, spanische Messer mit nadelspitzer Klinge, herausriß und auf den Kommissar eindrang.

„Zurück!“ schrie Schönrock, der den Eingang flankierte. „zurück!“

Da funkelte die Kavaja schon vor seinen Augen.

Der Beamte hob rasch seinen Browning und schoß. Mit einem glucksenden Laut sank der Spanier, durch Hals und Wirbelsäule geschossen, zu Boden. Aber ehe der Kommissar nach dem zweiten Schuß auf den anderen stiel, der ebenfalls auf ihn eindrang, abgeben konnte, hatte dieser ihn umfaßt und zu Boden gerissen.

Nun rangen sie und wälzten sich eine ganze Zeit, und immer wieder rang der Auf: „Mita! Mita! Stich doch zu, Mita!“ Der Kommissar kam verschiedene Male um seinen Vorteil, weil er sich dann jedesmal nach der Gefahr hinwandte, die ihm von dem Weibe drohen konnte, welches er vorhin im Zimmer gesehen hatte. Endlich gelang es ihm, den Hals seines Gegners,

der fort und fort nach der zu Boden gefallenen Pistole grüßte, zu umklammern und ihn mit einem Faustschlag zu betäuben. Sofort war der Beamte auf den Feinen, hatte seine Pistole wieder und zwang nun den Verbrecher mit vorgehaltener Waffe, sich Fesseln anlegen zu lassen.

„Was hast Du'n sonst für Haare?“ fragte Schönrock, der sich bei diesem Stampf die Hände und Manschetten mit der schwarzen Haarfarbe des Verbrechers beschmiert hatte.

„Grüne,“ sagte der Verbrecher giftig.

„Na, dann biste wohl farbenblind, „Mitenalbert“?“ lachte der Kommissar; „damals, wo ich Dich in München sahst, bei der Arbeit, da hattste doch noch rote!“

Aber der Verbrecher schwieg. Er zuckte wohl bei der Nennung seines Namens, dessen sich der Kommissar sofort entsann, jetzt, wo er den alten Falschmünzer ohne den entstellenden Streifen sah und die für sein Gesicht so charakteristische Haarfarbe erkannte. Aber sonst suchten „Mitenalberts“ grünlische Augen nur nach dem Mädchen umher, jener angeblichen Tänzerin, die verschwunden war, und deren es der Kriminalpolizei auch trotz aller Anstrengungen nicht gelang, wieder habhaft zu werden.

Nun kamen die Schutzleute, die das Mädchen richtig geholt hatte.

Aber der Kommissar transportierte seinen Gefangenen selber und, indem er ihn geschickt scharf machte auf jene Mita, die ihre Spieß gefesselt so schön verlassene, erfuhr er nach und nach alles, was er wissen wollte. Wie dieser kleine Dämon den alten Hauptkassierer in ihre Netze gelockt, wie sie ihn mit den Falschmünzern bekannt gemacht und schließlich die so einträgliche Verbindung mit dem Bankhause Schröder ins Werk gesetzt hatte.

Die Beweise dafür, die Platten, Druckpressen und Falschfate wurden in der Wohnung gefunden und beschlagnahmt.

„Sie wünschen?“ fragte der Lehrling im Staffenschalter den blondbärtigen Mann mit der Ledertasche, der bescheiden am Zählisch stand.

„Ich habe einen Scheck über 2800 Mark für Frenndrich u. Co. . . . Hier, bitte!“

Der Lehrling nahm den Scheck, gab ihn in einen anderen Schalter, wo er gebucht und notiert wurde, dann kam er an den, seinen weißen Bart streichenden alten Herrn, der ihn gewissenhaft prüfte und zum Tresor schritt. So dann zählte er auf den Schiefer des Staffensches die 2800 Mark in Hundertmarkstücken auf.

Der Staffenbote nahm die neuansiehenden Scheine und prüfte sie. Dann fragte er bescheiden, ob er vielleicht einmal in den Schalter eintreten und die Scheine bei Licht prüfen dürfte. In der letzten Zeit gäbe es wieder viel falsche und es sei ihm zu Hause ausdrücklich Vorrecht eingehandelt worden.

Herr Simon Weygandt selbst öffnete mit einem spöttischen Lächeln den Schalter. Aber sobald der vermeintliche Staffenbote an seiner Seite stand, nahm dieser plötzlich seinen blonden Bart ab und sagte:

„Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!“

Gleichzeitig packte er die Hände des Alten bei den Gelenken, was gut war. Denn Simon Weygandt trug, wie sich nachher herausstellte, Strychnin bei sich.

Er wurde mit seinen Mitgefangenen zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt und starb wenige Tage bevor er seine Freiheit wieder erlangen sollte. —



## Im Hammerwerke.

Es atmen die Feuer glühenden Sauch,  
Staub füllt die Luft, und Ruß und Rauch  
Weht um die Fenster trübe und dicht,  
Semmt und dunkelt des Tages Licht.  
Vom Schlag der Hämmer die Erde dröhnt,  
Gebläse fauchen, es saust und stöhnt,  
Rings Eisenklirren und Kolbengestampf,  
Es sprühen die Funken, es zischt der Dampf.

Und kräftige Männer, ruhig und heiß,  
Dreh'n glühende Barren mit emsigem Fleiß,  
Daß unter dem Hammer der Stahl sich reißt,  
Und Form gewinnend sich dehnt und streckt;  
Sie heben und ziehen und drehen zur Seit',  
Der Hämmer Getriebe läßt keine Zeit,  
Nur hurtig! — Fertig! — Schlag zu, nur zu! —  
Durch lange Stunden gibt's keine Ruh.

Und jeder wuchtig verhallende Schlag  
Ruft weit im Lande ein Echo wach,  
Er kündigt der Welt von ernster Kraft,  
Die Werte zeuget und Reichthum schafft,  
Von eherner Kraft, die keiner bezwingt,  
Die mutig um Licht und um Freiheit ringt.  
Und wie ein Lied durch der Arbeit Kampf  
Hallt Hammerdröhnen und Kolbengestampf.

Gustav Weber

**Ein Schreckenstag in Warschau.** Unser Bild stellt eine der zahllosen Schandtaten dar, die der Zarismus in der polnischen Hauptstadt vollbracht hat. Das gigantischste unter den Warschauer Verbrechen des Moskowitertums ist bekanntlich der bestialische Massenmord an wehr- und harmlosen Menschen jedes Alters und Geschlechts, der im Jahre 1794 nach der Erstürmung Pragas durch Suworow hier verübt worden ist: 12 000 Menschen in den Straßen niedergemetzelt, 2000 weitere in der Weichsel ertränkt. Danach kann es nicht leicht einen Gräueltat geben, der ungläublich erschiene, wenn er von russischen Schergen in Warschau, diesem Mittelpunkt des polnischen Widerstandes gegen die Kautenherrschaft, berichtet wird. Beim Anblick unseres Bildes aber beschleichen einen doch zunächst Zweifel, ob man es hier mit historischer Wahrheit oder mit einer Erfindung zu tun hat; handelt es sich doch um eine noch viel schändlichere Tat, als soldateske Blutbäder. Das Bild stellt nach der französischen Unterschrift den „Kinderraub in Warschau, 1831“ dar. In der beigegebenen Erklärung heißt es: „Nach der Einnahme Warschaws durch die Russen faßten sie den teuflischen Macheplan, die polnische Nationalität zu vernichten und sie aus dem Herzen des heranwachsenden Geschlechts auszusratten; zu diesem Zwecke deportierte sie es nach Sibirien. Die Verzweiflung der unglücklichen Eltern war derartig, daß in dem Augenblick, wo man einer unglücklichen Mutter den einzigen Sohn, den sie genährt hatte, aus den Armen riß, diese Vermisste sich auf ihn stürzte und ihn mit einem Dolchstich traf, indem sie sagte: „Da Eure Beute, Barbaren; die einzige Gnade für eine unglückliche Mutter ist, meinen Leichnam nicht von dem meines Sohnes zu trennen.“ Sie gab sich sogleich einen tödlichen Stich und hauchte ihr Leben aus.“

Zur Nachsicht hatten die Russen ja nach dem polnischen Feldzug von 1831 allen Anlaß. Werden doch ihre Verluste in den blutigen Schlachten, die der Niederwerfung der Revolution vorausgingen, auf 100 000 Mann berechnet, und allein der Sturm auf Warschau kostete ihnen 12 000 Mann. Trotzdem ist man nicht ohne weiteres geneigt, die auf unserem Bild dargestellte Teufelei für wahr zu halten; dieser Kinderraub und -mord erscheint gar zu unmenschlich. Zieht man aber, hierüber im Zweifel, unparteiische Quellen aus jener Zeit zu Rate, so erfährt die Darstellung des Künstlers vollkommene Bestätigung. So liest man z. B. in einer deutschen Zeitgeschichte über das Strafgericht, das Kaiser Nikolaus über das unglückliche Polen verhängt, u. a. folgendes: „... In den höheren Schulen wurden die oberen Klassen aufgehoben; die Universitäten zu Warschau und Wilna aufgelöst, ihre schönen Sammlungen versiegelt und bald darauf nach Rußland gebracht; auch das Kadettenhaus zu Kalisch hörte auf zu bestehen, und die Kadetten wurden in russische Militärschulen abgeschickt. Doch nicht bloß die gebildeten Klassen hatten vieles zu

betrauern, auch die gemeinen Polen traf schweres Unglück; es sollten nicht nur alle polnischen Soldaten, die früher zurückgeblieben oder im Vertrauen auf die kaiserliche Amnestie zurückgekehrt waren und nicht gleich einen bestimmten Unterhalt nachweisen konnten, zu 15—20 jährigem Dienst in der russischen Armee nach Siew abgehen, sondern auch die Kinder der ärmeren Volksklassen wurden in Warschau und in anderen Gegenden des Landes zum Jammer vieler armen Eltern aufgegriffen und in russische Soldatenschulen geschickt.“ Besser als es die trodenen Worte des Historikers vermögen, veranschaulicht der polnische Maler den Jammer der unglücklichen Mütter, denen die Schergen ihre Knaben entreißen; insbesondere fesselt den Blick die Verzweiflungstat der Mutter, die lieber ihren Kleinen und dann sich selber tötet, als ihn der raffinierten Brutalität der barbarischen Amtenträger Väterchens preiszugeben. Einer unserer großen Dichter hat dieser russischen Schandtat wiederholt gedacht. Platen erwähnt den Warschauer Kinderraub mehrmals in seinen Polenliedern, und er spielt auch darauf an in seinem Gedicht „Das Reich der Geister“ (1832), wo er den großen Florentiner Dichter Dante über Nikolaus und seine Spießgesellen aburteilen läßt:

„Ich war den Sündern meiner Zeit ein Richter.  
Doch unter allen, welche schon verweisen,  
Erreichte keiner dich und dein Gelichter!  
Was wird man einst auf deinem Grabe lesen,  
Der du zugleich Herodes gegen Kinder  
Und gegen Männer Gzzelin gewesen...“

Die bildliche Darstellung der Untat, um deren willen Platen den ersten Nikolaus einen Herodes nennt, kann der Deutsche, insbesondere der Preuze, bloß mit brennender Scham betrachten. Ist doch unbestreitbar, daß die preußisch-deutsche Politik jener Zeit an diesem, wie an allen anderen Polengräueln der Moskowiter mitschuldig war: die Kollaboration, die Preußen 1831 dem Zaren geleistet, die feindselige Haltung, die es gegenüber der polnischen Revolution eingenommen, haben Nikolaus zur Niederwerfung der Erhebung die Bahn geebnet. Man braucht bloß daran zu erinnern, daß die Umgehung der polnischen Verteidigungsstellung an der Weichsel, die dem Angriff auf Warschau voranging und ihn allein möglich machte, daß diese entscheidende Operation über preußisches Gebiet erfolgte und von Preußen in jeder Weise unterstützt wurde. Ohne das überraschende Erscheinen der russischen Truppen im Westen von Warschau wäre der Boden der polnischen Hauptstadt nicht so leicht von den besoffenen Horden Paskiewitsch betreten worden; die preußische Mitwirkung war die Vorbedingung dafür, daß die Barbarei ihren brutalen Triumph mit der Losung „Vae victis“ feierte, daß Warschau jene Schreckenstage erlebte, wie unser Bild deren einen darstellt. — a. c.

**Der Juli** ist der Monat der Hundstage, d. h. der heißesten Zeit des Jahres. Hitze und Dürre zeichnen ihn gewöhnlich vor den anderen Monaten aus. Bringt er so durch Hitze einerseits die Menschen in Schweiß, so tut er es andererseits durch reichliche Arbeit, die er ihnen zuschanzt. „Der Juli bringt die Sichel für Hans und den Michel.“ Mit der Heuernte hat der Anfang unseres Monats und mit der Getreideernte das Ende desselben gewöhnlich zu tun. So heißt es: „Wer im Heuen nicht gabelt, in der Ernte nicht zabelt, im Herbst nicht früh aufsteht, der schau, wie es im Winter geht!“ In demselben Sinne, wenn auch in etwas abgeänderter Form, äußert sich auch z. B. die folgende Bauernregel, die an eine der weiter untenstehenden erinnert: „Wer nicht geht mit dem Rechen, wenn die Fliegen und Bremsen stechen, muß im Winter gehn mit dem Heuseil und rufen: wer hat Heu feil?“ Vor allen Dingen soll der Julimonat eine kräftige Hitze bringen. Was Mai und Juni wachsen ließen, soll er nun reifen. „Juli Sonnenbrand, gut für Leut und Land.“ „Nur in der Juliglut wird Obst und Wein dir gut.“ „Juli Sonnenstrahl gibt Früben reich an Zahl.“ „Wird der Juli trocken sein, kannst du hoffen auf viel Wein.“ „Hundstage hell und klar, zeigen dir ein gutes Jahr.“ „Im Juli den Regen entbehren müssen, hilft zu großen Kernen den Müssen.“ „Im Juli muß vor Hitze braten, was im September soll geraten.“ Vom Juliregen aber heißt es dann: „Juliregen nimmt den Erntesegen.“ „Wenn der Juli fängt mit Tröpfeln an, wird man lange Regen han.“ „Wenn es im Juli bei Sonnenschein regnet, man viel giftigem Meltau begegnet.“ „Ohne Tau kein Regen, heißt's im Juli allerwegen.“ „Wechselt im Juli stets Regen und Sonnenschein, so wird im nächsten Jahr die Ernte reichlich sein.“ Auch ein tüchtiges Gewitter gehört zum regelrechten Juliwetter. Das erfrischt und reinigt die Luft, daß die Sonnenstrahlen nach ihm desto besser wirken

können. „Ein tüchtiges Juligewitter ist gut für Winger und Schnitter.“ „Bei Donner im Julius viel Regen man erwarten muß.“ Beschäftigt sich der Volksglaube auch recht intensiv mit der voraussichtlichen Temperatur der einzelnen Monate, so variiert er sie doch, wo er es kann. „Wie der Anfang der Heuernte, so das Wetter der Körnernte.“ Sein Augenmerk legt er besonders auch auf die Tiere, die es täglich um sich sieht: „Ist der Juli für die Vienen gut, so brechen die früheren Monate nicht den Mut.“ Mit dem Johannistag, der in das Ende des Junis fällt, soll der Rududschrei eigentlich aufhören; oft aber geht er noch bis in den Juli hinein. „Tönt im Juli Rududschrei, ist die Hälfte des Jahres vorbei.“ Auch die Ameisen müssen als Wetterpropheten herangezogen werden. „Wenn im Juli die Ameisen ungewöhnlich tragen, wollen sie einen harten und frühen Winter ansagen.“ „Wenn im Juli die Vienen hoch bauen, kannst du dich um Holz und Torf umschauen“, sagt eine andere Bauernregel, die gleichfalls eine Prognose für den kommenden Winter stellt. Von den Hundstagen heißt es dann: „Hundstage hell und klar, zeigen an ein gutes Jahr, werden Regen sie bereiten, kommen nicht die besten Zeiten.“

Der Juli bringt dem, der das Land bebaut und von den Erträgen seiner Arbeit leben muß, eine Fülle von Mühe und Last; er darf nicht rasten. „Wer nicht fleißig rechen tut, wenn die Bremsen summen, guckt gefälligst in den Hut, wenn der Winter kummen.“ Und diese Arbeit muß getan werden, denn in den einzelnen Gegenden unserer Breiten beginnt bereits wenige Wochen nach Schluß des Juli der Herbst mit dem ersten Nachtreif seinen Einzug zu halten. „Juli Höhenrauch in Menge, ist Vorbot von großer Winterstrenge.“ Hitze und gelegentlich ein tüchtiges Gewitter muß der Juli bringen, soll er als Reifemonat seine volle Schuldigkeit tun. Wie der Januar der ausgesprochene Kältemonat, so soll der Juli sein Gegenteil sein: er muß uns so heiß wie möglich kommen, will er seinem Namen Ehre einlegen.

**Unmenschliche Staatserrlässe.** Daß ganze Völker und die Bewohner ganzer Länder aus politischen oder religiösen Motiven durch einen Federstrich geächtet und zum Tode verurteilt werden, findet nicht nur durch die Verurteilung der Niederländer durch Philipp II. ein Beispiel, sondern wiederholt sich noch mehrmals in der mittelalterlichen Geschichte. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wird das ganze Bayern durch den deutschen Kaiser Joseph I. im Jahre 1705 geächtet. Dieses Aktenschild ist in mehr als einer Hinsicht interessant, besonders durch die widerliche Verquickung von Christentum und Brutalität, die darin zutage tritt. Wochten die bairischen Herzöge, Max Emanuel und sein Bruder Clemens, Erzbischof von Köln, die gegen den Kaiser auf Seite Frankreichs standen, die schärfsten Maßnahmen des Kaisers verdient haben, nimmermehr aber die unglücklichen Bewohner ihrer Länder. Und nur gegen diese richtet sich der schandbare Erlass! Denn Adel und Geistlichkeit hatten sofort, als die Sade für die flüchtigen Bayernherzöge anfangs brenzlich zu werden, ihre „angestammte Fürstentreue“ abgeschworen und spielten sich „österreichisch“ auf. Das Volk aber, mit seinen schwerfälligen Begriffen von Treue und Glauben mußte, da es nicht so leicht wie die herrschende Klasse den Mantel nach dem Winde hängen wollte, die von anderen eingebrachte Suppe, wie immer in der Geschichte, ausessen.

Und so dekretierte denn Joseph I.: Es seien alle Bayern der beleidigten Majestät der allerhöchsten Person Joseph I. als des ihnen von Gott dem Allmächtigen vorgesetzten alleinigigen, rechtmäßigen Landesherrn schuldig und daher ohne weiteres mit dem Strange vom Leben zum Tode zu richten. Nur aus allerhöchster Guld und landesväterlicher Milde werde verordnet, daß allezeit 15 um 15 ums Leben spielen und jener, auf welchen das niedrigste Los fällt, im Angesichte der anderen aufgehängt werden solle. Dagegen aber müsse, von diesem Lofen abgesehen, aus jedem Gerichtsbezirk ein Bösewicht hergenommen und ohne Los hingerichtet werden. Wenn sonach jeder fünfzehnte Mann hingerichtet, seien die Uebriggebliebenen, denen aus angeborener allerhöchster Milde das Leben geschenkt worden, in die Festung Ingolstadt zu liefern, die Tauglichen seien als gemeine Soldaten unterzustecken, die Untauglichen gleich anderen Verbrechern zu öffentlichen Arbeiten anzuhalten.

Von den Bürgern sei nicht der Fünfzehnte, sondern der zehnte, oder wenn deren nicht genug, der fünfte Mann aufzuhängen. Die tauglichen Bürger seien ebenfalls unter das Militär zu stecken, die Uebriggebliebenen gegen geschworene Urphede Bayerns und der Oberpfalz auf ewig zu verweisen, und ihre Habe für den Fiskus einzuziehen. — ae.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**